

Kleine Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **13 (1945-1946)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

KLEINE RUNDSCHAU

DER WEG ZUR KNECHTSCHAFT

Jedem gesund empfindenden Menschen ist die Freiheit wohl das höchste Gut, das ihm das Leben zu schenken vermag, und er bekennt, daß, auf die Dauer gesehen, *ohne* sie weder für den Einzelnen noch für die Gemeinschaft ein wesentlicher Fortschritt in irgendeiner Richtung möglich sei.

Die Sorge um die Freiheit hat dem zur Zeit an der London School of Economics lehrenden österreichischen Gelehrten, *F. A. Hayek*,¹ die Feder in die Hand gezwungen, und sein Werk — eben in deutscher Uebersetzung erschienen und von Prof. Röpke eingeleitet — stellt denn auch ein feuriges und mutiges Bekenntnis zur Freiheit dar, das stärkste Beachtung verdient und auch schon gefunden hat.

Es ist ein *politisches* Buch, das uns Hayek vorlegt; er gibt dies selbst zu, aber seine Gedankengänge entspringen nicht Wertvorstellungen, die von persönlichen Interessen überschattet und getrübt sind, sondern allein dem tiefempfundenen Bedürfnis, unseren köstlichsten Reichtum, die Freiheit, gegen beabsichtigte Angriffe und gedankenlose Preisgabe zu verteidigen.

Heute ist man geneigt, das Leben einzig und allein als eine «question d'estomac» zu betrachten und dem Wirtschaftlichen das Primat in allen Belangen unseres Daseins zuzuerkennen. So könnte man auch glauben, daß Hayek, ein führender Nationalökonom, von diesem Wirtschaftlichen als der hervorragendsten Komponente der menschlichen Beziehungen ausgegangen sei.

Dem ist nicht so; *geistige* Werte, Gerechtigkeit, Toleranz, die Achtung vor dem Individuum des Menschen, die Anerkennung seiner Ansichten und seines Geschmacks als letztinstanzlicher Richter in der ihm zuzubilligenden eigenen Sphäre, der Glaube an wertvolle Besserungsmöglichkeiten beim Menschen auf Grund der Entwicklung seiner individuellen Begabungen und Neigungen, diese geistigen Werte sind es, die bei Hayek im Vordergrund stehen und die es gilt zu behüten und zu retten vor einer materialistischen Weltanschauung, die glaubt, der Mensch könne ohne diese Werte auskommen, wenn nur schön planmäßig, unter Gleichschaltung aller, für die Bedürfnisse seines Magens gesorgt sei.

Des Menschen ganzes Sinnen und Trachten ist keineswegs ausschließlich nach gemeinschaftlichen Gesichtspunkten ausgerichtet. Seit Anbeginn der Menschheitsgeschichte hat er je und je um eine Individualzone gerungen, die von jedem Einfluß der Staatsallmacht frei sein und bleiben soll. Der Erfolg dieses Ringens hat seine formelle Anerkennung in der in verschiedenen Verfassungen des 19. Jahrhunderts verankerten Garantie der Menschen- und Bürgerrechte gefunden.

Da sich aber aus der Absicht, die freie Marktwirtschaft durch die Kommandowirtschaft zu ersetzen, eine Gefährdung dieser in harten Kämpfen gewonnenen

¹ Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich

Individualsphäre ergibt, so spitzt sich die Frage in der Gegenwart schließlich auf eine solche der Wirtschaftssysteme zu. Dieses Wissen ließ Hayek sein Buch für die Engländer schreiben, um ihnen die Unmöglichkeit einer Synthese zwischen kollektivistischer Planwirtschaft und politischer Freiheit vor Augen zu führen.

Für uns Schweizer ist das Buch natürlich von nicht geringer Bedeutung. Die verschiedensten Aspekte aus dem menschlichen Leben als Einzelperson und Teil der Gemeinschaft ergeben den Rahmen für die vielen Probleme, die die Errichtung einer Kommandowirtschaft aufwirft. Und Hayek versucht nun, den Nachweis zu leisten, daß letztere nie imstande sein wird, die großen Wirtschaftsprobleme auf ihre Art zu lösen, ohne eben das, was wir unter dem Sammelbegriff Freiheit verstehen, zu zerstören.

Ganz deutlich wird diese Tatsache, wenn man das Kapitel «Planwirtschaft und Rechtsstaat» aufmerksam studiert:

Der Rechtsstaat ist durch einen möglichst kleinen Ermessensspielraum der Exekutivorgane gekennzeichnet. Man begnügt sich mit Spielregeln, innerhalb welchen das Individuum seine persönlichen Ziele und Wünsche verfolgen kann, ohne fürchten zu müssen, daß die Obrigkeit ihre Macht dazu benützt, seine Pläne zu durchkreuzen. Die Regierung beschränkt sich also auf die Festsetzung von Richtlinien, die die Bedingungen bestimmen, unter denen die vorhandenen Produktionskräfte verwendet werden dürfen, wobei sie den Individuen die Entscheidung darüber, für welche Zwecke sie sie verwenden wollen, überläßt.

Im Rahmen der Planwirtschaft schreibt die Regierung die Verwendung der Produktionskräfte für bestimmte Ziele vor, wobei sie sich in jedem Augenblick über die konkreten Bedürfnisse der Menschen klar sein und bewußt zwischen ihnen wählen muß. «Sie muß unausgesetzt Fragen entscheiden, die nicht nur nach formalen Grundsätzen beantwortet werden können, und in diesen Entscheidungen muß sie den Bedürfnissen verschiedener Menschen einen unterschiedlichen Wert beimessen.» Die formale Rechtsnorm wird durch eine materielle Verfügung ersetzt, welche die Rangabstufung der Bedürfnisse festlegt und vom Zwangsapparat der Regierung aufgezwungen wird, womit natürlich — und dies ist das Wesentliche — der Willkür Tür und Tor geöffnet sind. Soll entsprechend der planwirtschaftlichen Doktrin die Gesellschaft organisiert und deren Leben allein auf das materialistische Endziel einer maximalen Bedürfnisbefriedigung ausgerichtet werden, so droht die Gefahr, daß die getroffenen Maßnahmen mit einem Nimbus umhüllt werden und die angewandten Mittel schließlich durch den Zweck geheiligt erscheinen. «Recht ist, was dem deutschen Volke nützt», war im planwirtschaftlichen Deutschland die sich aus einer solchen Entwicklung ergebende Staatsmaxime. Wollen wir Schweizer von heute uns der Ahnen würdig zeigen, so müssen wir diesen Grundsatz stets verabscheuen.

Wir erkennen also, daß Gerechtigkeit und Freiheit des Individuums unvereinbar sind mit dem propagierten, alles beherrschenden Vorrang des einzigen Zweckes der Bedürfnisbefriedigung, dem sich nach Ansicht der Kollektivisten die ganze Gesellschaft in einer Planwirtschaft völlig und dauernd unterordnen muß.

Diese *Grundwahrheit* will uns Hayek einhämmern; es geht ihm nicht darum, eine *Patentlösung* für sämtliche Fragen auf wirtschaftlichem Gebiet anzubieten.

Verschiedene Kritiker haben ihm dies angekreidet. Zu Unrecht: Hayek will vor allem eben die Gefahren klar und deutlich zeigen, die mit einer Preisgabe der freien Marktwirtschaft verbunden sind. Er will uns aufrütteln, uns aufmerksam machen, daß, wenn wir der eingeschlagenen Richtung weiter folgen, Stück um Stück die freie Marktwirtschaft niederreißen und die Kommandowirtschaft an ihre Stelle setzen, wir auch der individuellen Freiheit und der Menschen- und Bürgerrechte verlustig gehen, um schließlich, im Bestreben, unsere Zukunft bewußt nach hohen Idealen zu gestalten, in Wirklichkeit und ahnungslos das genaue Gegenteil dessen zu erreichen, wofür der zweite Weltkrieg geschlagen wurde. Die Knechtschaft wäre dann unser Los!

Hayek ist jedoch keineswegs der Apostel einer *schrankenlosen* Freiheit; dies zu sein, wird ihm von anderer Seite vorgeworfen. Die Freiheit, bar jeden Schutzes, wird vom Bösen im Menschen zerstört und in die Anarchie verwandelt. Die freiheitsfeindlichen Kräfte müssen gebunden werden. Deshalb ist auch die freie Marktwirtschaft als Garant größtmöglicher Individualfreiheit nur denkbar, wenn sie mit sinnfälligen Bindungen umgeben ist, die die freiheitsfeindlichen Kräfte zurückbinden, so einen lauteren Wettbewerb sichern und damit die freie Marktwirtschaft funktionsfähig zu erhalten vermögen.

An verschiedenen Stellen seines Werkes weist Hayek denn auch deutlich auf die Notwendigkeit des Eingriffs hin. Er verlangt nicht mehr und nicht weniger, als daß diese Interventionen die freie Wirtschaft fördern und nicht das Gegenteil, nämlich eine unerwünschte Stärkung des kollektivistischen Zwangs bewirken. Es ist die Herrschaft der formalen Rechtsnorm, die auf diesem Gebiet Platz greifen soll, damit keine gesetzlichen Vorrechte für bestimmte, von der Obrigkeit ausgewählte Einzelpersonen und Gruppen von Bürgern eingerichtet werden können, und jene Gleichheit vor dem Gesetz und in der Wirtschaft zustande komme und gesichert werde, die das Gegenteil der Willkürherrschaft darstellt.

Schweizerische Probleme verlangen schweizerische Lösungen! Diese Binsenwahrheit gilt — *mutatis mutandis* — auch für jedes andere Land.

Wir werden deshalb in Hayeks Buch vergeblich darnach suchen, wie nun das Agrarproblem, das der Arbeitsbeschaffung, des Arbeitsrechts, der Verkehrsordnung, des Kapitalexportes, des Außenhandels usw. nach der Meinung des Autors zu lösen sind.

Er weist uns aber die *Richtung*: Nicht der im Wege der Planwirtschaft verwirklichte Zwang aller gegen alle kann es sein, der die Lösung bringt, sondern nur eine logische, den chaotisch-widerspruchsvollen Interventionismus der letzten Jahre vermeidende Wirtschaftspolitik, die den Willen verkörpert, die freie Marktwirtschaft zu erhalten, indem die notwendige Sichtung der mannigfachen Einzelinteressen nach objektiven Gesichtspunkten im Rahmen der Gesamtinteressen erfolgt. Sie muß der Weisheit eingedenk sein, welche die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte zu verschiedenen Malen verkündete, daß die Freiheit des Einzelnen dort aufhört, wo die berechtigten Freiheitsansprüche der Mitbürger beginnen.

Dieses Wissen verkündet nicht zuletzt eine *soziale Verpflichtung*. Der Mächtige soll dem Schwachen beistehen, seine Interessen achten und ihn fördern. Der Schwache weiß ihm sicher Dank dafür. Die Gefahr, daß ein Weg eingeschlagen wird, der zur Knechtschaft führt, läßt sich wohl am ehesten auf diese Weise bannen.

HEINRICH BERNHARD

ZU MAX FRISCHS «BIN ODER DIE REISE NACH PEKING»

Es war ein herrlicher Sommertag, und Baumeister Wind hatte mit ein paar Horizontkumuli manches Kieswerk von Gewölk aufgeschichtet, aus deren Mittagshängen weißestes Licht über die flimmernden Wiesen fiel. Auf der staubigen Straße aber, die sich nach Osten zog, ging ich, schlendernden Schrittes und keines Zieles bewußt, mit einem unter den Arm geklemmten Buch, das noch einmal genießerisch eine Nachlese verlangte.

Da war mir plötzlich, als ginge einer wie ein «Feldgespenst» nebenher (um es mit Keller zu sagen). Es mußte Wirklichkeit sein; denn auf meine Begrüßung,

daß ich ihn von irgendwoher kennen müsse, begann er, während uns der warme Sommerwind von Abend her um die Schultern floß:

«Jemand sagte mir, daß Dinge, die wir für Erinnerung halten, Gegenwart sind. Es überzeugt. Dann wieder verwirrt es. Denn es nimmt den Dingen, die uns begegnen, schlechterdings die Zeit, und oft weiß ich nicht mehr, wo in meinem Leben ich mich eigentlich befinde. Das ist sehr abenteuerlich. Ich treffe Leute, die gar nicht mehr sind, und rede mit ihnen, liebe sie zum erstenmal. Es ist wie das Licht, das immer noch wandernde Licht von Sternen, die vor Jahrtausenden erloschen sind... Das alles ist verwirrend. Dabei bin ich, soweit es jedem verliehen ist, bei lichterlohem Verstande; zum Beispiel denke ich oft und sage es mir auch: Offenbar sind es Erinnerungen, was du erlebst, nichts weiter, ein neckischer Anfall von Erinnerungen, wir reisen durchaus nicht in einem Gefilde mit Seerosen und schwarzen Büffeln, mit Kurtisanen und Goldfischen und Hirten, mit Engeln und Matrosen, und was uns sonst schnell alles begegnet ist, sogar Heilige, sogar Tote, sondern ich erinnere mich nur, während ich nebenher ein ganz alltägliches Leben führe, und lange ist's her, und dennoch, indem wir uns eines Hirten erinnern, ist er im Augenblick da. Wer leugnet es? Ich bin glücklich, ich habe keinerlei Anlaß und kann nicht umhin, wahrzunehmen, daß ich auf einmal sehr glücklich bin. Zum Beispiel. Oder auch melancholisch, je nachdem. Man weiß nur nicht, wo in seinem Leben man sich befindet.»

Nach diesen bedeutsamen Worten, die eine ganze Geschichte rekapitulieren, erkannte ich ihn (und es fiel mir auch ein, daß er eine solche Rede an eine junge Chinesin gerichtet hatte): es war Kilian, der Soldat, der den obersten Knopf einmal zu schließen vergaß, es war Bin, der ewige Wanderer auf der Reise nach Peking, es war der «Mann, dem... die Rolle eines erzählenden Ich überbürdet» ist, und zwar in eben dem Buch, das ich unter dem Arm trug wie mein Begleiter seine Papierrolle, in Max Frischs phantastischer Fabel «Bin oder die Reise nach Peking»! Und dieser Bin oder Kilian oder Max Frisch hatte mich verzaubert, so daß ich wie im Traume wandelte. Das war in Ordnung; denn nach dem «alten Lande des Traums» wird in diesem Buch tatsächlich gepilgert — durch Jahre, durch Jahrzehnte, durch Jahrhunderte hin, sommers und zur Herbstzeit, vor allem zur Herbstzeit violetter Melancholie, jener Melancholie, gegen die das Reisen «ein Mittel» ist. Jahrhunderte? — Die Zeit ist gezähmt; in dieser Geschichte sind die Zeiger von den Uhren genommen: «Wenn wir nicht wissen, wie die Dinge des Lebens zusammenhängen, so sagen wir immer: zuerst, dann, später. Der Ort im Kalender! Ein anderes wäre natürlich der Ort in unserem Herzen, und dort können Dinge, die Jahrtausende auseinanderliegen, zusammengehören, sich gar am nächsten sein, während vielleicht ein Gestern und Heute, ja sogar die Ereignisse eines gleichen Atemzuges einander nie begegnen. Jeder weiß das. Jeder erfährt das. Ein ganzes Weltall von Leere ist zwischen ihnen. Man müßte erzählen können, so wie man wirklich erlebt.»

Das mag ein Schlüssel zum Werk sein, dem man in hergebrachtem Sinn nicht leicht eine festgefügte Handlung nachweisen kann. Es sucht sie auch nicht. Dem Autor scheinen gewisse Geleise zu oft befahren, sogar ausgefahren; Generationen haben so erzählt, gleichsam mit Numerierung: jetzt kommt das, dann das, darauf jenes und so weiter. Zwar sind schon vor über einem Jahrhundert gewisse Romantiker dazu geschritten, Zeit und Zonen aufzuheben. Ludwig Tiecks «Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack» (Titel wurden schon damals kapriziös um ein «oder» bereichert) hebt nicht nur die Gültigkeit der Zeit auf, sondern läßt ihr Zählwerk sogar rückwärtslaufen und längst abgetretene Personen (unter Protestrufen) wieder auftreten. In Nervals «Aurélie», in Fourniers «Grand Meaulnes» stößt man auf ein deutliches Ausweichen vor der üblichen Realität. Die großen Realisten des 19. Jahrhunderts aber, und sie sind die

großen Erzähler zugleich, haben sich der handfesten Handlung verpflichtet, bis dann die Experimentatoren der Neuzeit kamen, man denke an Kafka (aber Joyce zu bemühen, wie es der unglücklich formulierte Klappentext tut, wäre nicht nötig gewesen). Und was heute auf der Bühne versucht wird, das Glücksrad der Jahrtausende nach Belieben vorwärts- oder rückwärtsschnarren zu lassen, macht Schule (treibe man es nie wilder als Wilder!) — und Max Frisch, der auch mit der dramatischen Szenenfolge «Nun singen sie wieder» technisch und inhaltlich nicht hinter dem Mond geblieben ist, hat mit seiner Prosaphantasie im helvetischen Erzählkreis so etwas wie eine Form gefunden...

Noch gelingt es mir nicht recht — denn immer noch wandere ich mit Bin, dem Sonderbaren, in den nun schon sinkenden Nachmittag hinein —, das Buch wie in einem Schüleraufsatz zu beschreiben. Aber das gerade dürfte wohl seine beste Wirkung sein: nicht ins Räsonieren zu stoßen, sondern verträumt zu machen, die Harfe der Sehnsucht zu stimmen, Träume anzufachen, Visionen zu beschwören, die wie Gewölk vorüberziehen und sich ineinanderschieben. Damit mag zusammenhängen, daß mir schien, als grüße Bin oder Kilian oder das erzählende Ich eine schnell vorüberhuschende Gestalt, einen Geist wie Bin selbst.

«Wer war's?»

«Albin Zollinger!»

Und ich verstand. Bin, Al-bin, Albin! Ihm ist für vieles zu danken, ihm, den auch ich liebe, und von dem der «Baumeister Wind» und das «Kieswerk von Gewölk» eingangs dieser Betrachtung stammen.

Wirklich, Frisch, der Erzähler oder besser, in diesem Fall: der Fabulierer, hat den Wegweiser, den Zollingers Erzählweise aufstellt, nicht ungelesen gelassen. Es ist das wenigste, daß er eines seiner Lieblingsworte (das «mulmig» nämlich) schnell einfügt; es ist der Phantasieflug, den auch er übt, und dieselbe oder ähnliche Optik. Und im weiteren Nachdenken während meines inzwischen abendlich gewordenen Buchspaziergangs, der nicht der Reise nach Peking gilt — oder, im Sinne des Buches, doch vielleicht — finde ich auch ein paar erklärende Worte, wie man sie gelegentlich über ein Buch zu machen nicht vermeiden kann.

Bin sei ein «Geist» oder auch ein «Traum». Aber «bin» ist auch eine pronomenslose Konjugationsform, die erste Person der Einzahl, und diese Person ist der Dichter selbst. Damit aber wird der aus ihm herausgestellte Bin einfach zum bessern, transfigurierten Ich, das dem alltäglichen Ich, das die Rolle der Pflicht unter den Arm geklemmt hat, «stets um eine Gnade voraus» ist. Und da es heißt, daß «die Sehnsucht unser Bestes» sei, darf jeder, in doppelter Bedeutung, sagen: «Ich bin!» So wird Bin jedem zum engsten Freund, dem man getrost nach Peking folgen darf. Er weiß den Weg und kennt die Herbergen.

Peking? Man suche es nicht auf der Landkarte. Es liegt in einer imaginären Landschaft; oder — was zwar gleich gilt — «am Ende ist es ein Wort, nichts weiter, eine goldene Ahnung»! Es ist das Abendrot der Ahnungen, dem durch das ganze Buch nachgegangen wird; man müßte zwar eher Morgenrot sagen, weil sich der Weg hin «in der Richtung einer Sehnsucht» nach der chinesischen Mauer wendet. Sie ist die bildgewordene Zeitlosigkeit, auch wenn ihr Bin etwas Moos abkratzt und den «Staub der Jahrtausende» mit dem Ärmel wegwischt. Diese Mauer umzirkt China, das Reich der Mitte; um die Mitte der Persönlichkeit, sie zu ergründen, wenigstens zu ertasten, darum geht es in dieser bezaubernden Bilderfolge, die mit Ueberblendungen wie im Film arbeitet.

Psychologen werden daran nicht geringes Interesse nehmen; aha: das Phänomen des «déjà vu», denn, meint Kilian zu Bin oder sich selbst (das gilt gleich): «Zuzeiten umflattert mich die Erinnerung an Dinge, die man erlebt haben muß — wie könnte man sich sonst erinnern! — eine Art von Glück, blau, nüchtern, rauschlos, ein Glück der morgendlichen Frühe, Erinnerung an ein götterhaftes

oder kindliches Jungsein. Aber ich weiß nicht, wo es war.» Auch die an Hofmannsthals «Andreas» erinnernde Persönlichkeitsspaltung im Palais des reichen Chinesen, als sich der Erzähler selbst beobachtet («ich sah mir eine ganze Weile zu»), ist in diesem Zusammenhang buchenswert.

Aber lassen wir die Psychologie! Wichtiger ist der Anruf an die Jugend. Auch sie wird in die große Sehnsucht nach Peking mit einbezogen. So ist diese allmächtige Sehnsucht die Projektion aller Wünsche und Hoffnungen eines Dichters und, durch ihn hindurch, von uns allen, denen zuzeiten die irdischen Längen- und Breitenkreise zu engmaschig werden — dann brechen wir eines Tages oder eines Abends auf zur «Reise nach Peking», das wir «nie erreichen werden»! Nie; damit die Sehnsucht ungestillt und «unser Bestes» immer in uns bleibe!

Die Realität beginnt wieder Macht zu gewinnen, noch in einem andern Sinn: als der Phantasie im «Bin»-Buch der Faden ausgeht, und er darf es, nach dieser Leistung, kommt ein verschwitzter Soldat zum Vorschein, dessen momentane Existenzberechtigung daraus erhellt, daß er den jassenden Herren Vorgesetzten, die er aus den «Blättern aus dem Brotsack» kennt, die Serviertochter herbeirufen muß. Schöner Einfall: einem Soldaten in einer feldgrauen Muße-Minute die Phantasie aufblühen und ihn eine Geschichte ins Notizbüchlein schreiben zu lassen. Vergessen wir übrigens nicht, daß er in dieser verrauchten Wirtschaft, um den richtigen Artikel von «Semmel» und noch anderes genau zu bestimmen, den Duden nicht zur Hand haben konnte. Sehen wir es ihm um so eher nach, als Max Frisch eine Prosa schreibt, eine, die sogar nervös werden und machen kann, wie sie in dieser Leichtigkeit und (oft fast gebrechlichen) Eleganz im etwas rustikanischen alemannischen Sprachraum nicht zu fleißig geübt wird.

HANS SCHUMACHER

ADOLPHE THIERS UND DIE FRANZÖSISCHE POLITIK

Charles Pomaret, der Verfasser des Buches «Un vrai chef d'Etat, Monsieur Thiers», wählte als Motto ein Wort von Thiers selbst. Es heißt: «Ecrire est une pauvre chose après avoir agi.» Der berühmte Staatsmann des 19. Jahrhunderts kannte und praktizierte beides meisterhaft, Schreiben und Handeln. Er war der «nationale Geschichtschreiber» Frankreichs, dessen monumentale Darstellung der Französischen Revolution und des Kaiserreichs Napoleons I. ihm ebensoviel Ruhm eingetragen hatte wie seine Laufbahn als Politiker und Staatsmann. Ueber seinen Biographen Pomaret, der mehrmals Minister der Dritten Republik und als einer der intelligentesten Parlamentarier bekannt war, läßt sich sagen, daß seine praktischen Erfahrungen in der Politik und Staatsverwaltung ihm als Geschichtschreiber der französischen Politik zur Zeit Thiers' sehr zugute kam. Allzuoft finden sich in Büchern von zünftigen Historikern oder Biographen schiefe Vorstellungen, irrige Interpretationen oder naive Ansichten von politischen Vorgängen, weil dem Stubengelehrten und Schriftsteller trotz Quellenstudium die wirklichkeitsnahe, praktische, menschliche Vorstellung fehlt, die nur der Politiker besitzen kann.

Das Hauptinteresse des vorliegenden Buches über Thiers liegt vielleicht weniger in der Darstellung, dem Porträt dieses Staatsmannes — obschon er sehr lebensnahe und realistisch geschildert wird — als vielmehr darin, daß es anhand dieser langen und reichen Politikerlaufbahn eine scharfsinnige, lebendige und umfassende Analyse der neueren politischen Geschichte Frankreichs bietet. Da sich das Leben Thiers' von den Anfängen Napoleon Bonapartes bis zu den Anfängen der Dritten Republik

erstreckt, gibt es kaum eine für Frankreich im allgemeinen charakteristische Situation, die anhand dieser Laufbahn nicht studiert werden könnte. Als Journalist debütierte der von Statur kleine und an Geist und Energie große Marseillaner in Paris bereits zur Zeit des Ministeriums Villèle unter der Restauration. Talleyrand half ihm in den Sattel. Die Julirevolution betrachtet der Dreiunddreißigjährige als «seine Revolution», in deren Verlauf er Louis Philippe zu seinem Thron verhilft. Die konstitutionelle Monarchie ist das dem provinziellen Bürgerssohn und äußerst strebsamen Politiker gemäße «Klima». Es ist ein gemäßigtes Klima mit Freiheit, aber auch mit Staatsautorität, mit der Möglichkeit, zu einem Vermögen zu kommen, doch mit äußerster Ablehnung sozialistischer Ideen, mit voltairianischer Vernunft und Freidenkerey, aber Bejahung der Kirche als moralische Autorität und Institution, mit leidenschaftlichem Interesse für alles Militärische, aber einer gescheiterten Außenpolitik, die keinen Konflikt auf die Spitze treiben will, indessen die nationale Würde und Größe auch auf ein eventuelles Kriegsrisiko hin zu wahren entschlossen ist, aber die Möglichkeiten des Landes nicht überschätzt und die Allianz mit England (wenn man diejenige mit Rußland nicht haben kann) zum natürlichen Mittelpunkt der französischen Außenpolitik wählt. Innenminister und Ministerpräsident bereits in jungen Jahren. Dann Opposition gegen Guizot — und nach der Februarrevolution von 1848 eine Vernunftthe mit der neuen Republik und ihrer nicht mehr rückgängig zu machenden Grundlage: dem allgemeinen Wahlrecht. Natürlich fehlt auch das Gefängnis und das Exil nicht im Leben Thiers', zu dem ihm der Staatsstreich Napoleons III. verhilft.

Es ist eine große und schwere Kunst eines wirklich staatsmännischen Politikers, auch die Vertreibung aus den Gefilden der Macht ertragen zu können. Von 1840 bis 1871 war Thiers nicht mehr Minister. Trotz der Prosperität und den äußerlichen Erfolgen des Zweiten Kaiserreichs verharrete er in der Opposition, und das erste, was er von diesem autoritären Regime verlangte, als er 1863 wieder ins Parlament gewählt wurde, waren die für das normale und verfassungsmäßige Funktionieren eines modernen Rechtsstaates unumgänglich «nötigen Freiheiten». Die berühmte Rede über die «libertés nécessaires» versöhnte dem bereits betagten Thiers sogar die republikanische Linke, die ihm seine grausame Unterdrückung von Aufständen aus seiner Ministerzeit unter Louis Philippe (man denke an die von Daumier illustrierte «Rue Transnonain»!) nachtrug. Zu europäischer Höhe erhob sich Thiers' Beredsamkeit, als er seine berühmten Warnungen vor einer kommenden, gewaltsamen Einigung Deutschlands durch das Preußen Bismarcks und deren Folgen für Frankreich und Europa vernehmen ließ. Tragisch wird seine Figur, wenn er, der mit aller Kraft die Regierung Napoleons III. vor einem Krieg mit Preußen gewarnt hatte, nach der Niederlage der französischen Armee mit unermüdlichem, vor keiner Schwierigkeit und Anfeindung zurückschreckenden Patriotismus daran ging, aus dem Zusammenbruch zu retten, was zu retten war.

Die Beschreibung der Niederlage von 1870—71, der Wahl Thiers' zum Staatsoberhaupt durch die Nationalversammlung in Bordeaux, seiner Verhandlungen mit Bismarck, des Abschlusses von Waffenstillstand und Friedensvertrag, der Durchführung der finanziellen Bedingungen dieses Vertrags und infolgedessen der Befreiung des französischen Territoriums von der feindlichen Besetzung ist in Pomarets Buch ergreifend zu lesen. Diese Seiten sind von einer glühenden Aktualität. Man denkt unwillkürlich auf jeder Seite an 1940 und seine Folgen und vergleicht . . . Aber der Vergleich ergibt, daß zwischen Thiers und den Männern von Vichy kein Vergleich möglich ist, weil 1870 ein deutsch-französischer und daher verlorener Krieg war, in dem sich England und Rußland abseits hielten, und weil Thiers alle Charaktereigenschaften und geistigen Vorzüge, auch den stolzen Patriotismus und die Festigkeit gegenüber dem Feind hatte, die bei den führenden Männern von 1940 bis 1944 fehlten. Thiers verstand es, einerseits die Niederlage anzuerkennen und

daraus die unvermeidlichen Konsequenzen zu ziehen, andererseits aber die Würde und Unabhängigkeit Frankreichs zu wahren und die Grundlagen für einen raschen Wiederaufstieg und eine echte, wenn auch von der preußisch-deutschen Militärmacht lange überschattete Größe zu schaffen. Er wurde «le libérateur du territoire» mit seinen fast achtzig Jahren, seinem gesunden Menschenverstand und seiner nicht versagenden Arbeitskraft, und wenn er Elsaß-Lothringen für das Mutterland nicht retten konnte, so rettete er doch Belfort, den «Schlüssel zu Frankreich».

Pomaret schreibt keinen Panegyrikus des Politikers Thiers. Er nimmt Stellung zu den Entscheidungen und Handlungen dieser Persönlichkeit, sagt unverblümt, wann und wo sie irrte oder einen Fehler beging. Sehr hart fällt das Urteil des Biographen aus, wenn es sich um die Commune und deren blutige Unterdrückung durch die Truppen Thiers' handelt. Thiers habe die Commune gewollt oder doch nicht das Nötige vorgekehrt, um sie zu verhindern, was nach Pomaret möglich gewesen wäre. Die Repression der Commune ist der schwärzeste Schatten auf dem Leben von Thiers. Ihre Darstellung durch Pomaret entspricht zweifellos der historischen Wahrheit. In dieser Episode von Thiers' Laufbahn erweist sich dieser als schrecklicher, als blutiger und fühlloser «Bourgeois».

Allein, widerspruchsvoll, wie dieses Leben ist: Thiers ist der Gründer und Verteidiger der Dritten Republik und ihrer Demokratie — mag er sie auch «konservativ» gewünscht haben — gegen die Rechtsparteien in der Assemblée Nationale, die die Wiederherstellung der Monarchie anstrebten und dank der Mehrheit, die sie innehatten, auch hätten realisieren können. Thiers und die äußeren Umstände haben diese Restauration des Königtums verhindert. Als Thiers achtzigjährig starb, schrieb Flaubert, der ihn nicht geliebt hatte: «Verglichen mit den anderen, die ihn umgaben, war er ein Riese. Und dann hatte er eine seltene Tugend: die Vaterlandsliebe. Niemand hat wie er Frankreich verkörpert.»

J. R. VON SALIS

ZWEI TESSINER BÜCHER

Dem stattlichen Band «Poesie d'oggi e di ieri» von Giuseppe Zoppi¹ könnte man, ohne dessen Bedeutung zu überschätzen, den Untertitel «20 Jahre Lyrik» geben. Diese Gesamtschau des lyrischen Schaffens des Tessiner Dichters umfaßt die besten Stücke aus «La nuvola bianca» (1923), aus «Mattino, poemetto d'amore» (1933) und «Azzuro sui monti» (1936), sowie die Produktion der letzten Jahre. Zoppi ist als Lyriker ganz der hohen Tradition von Petrarca über Foscolo und Carducci bis zu D'Annunzio und Chiesa verpflichtet und hält sich, ohne wesentliche Beeinflussung durch die neuesten Strömungen, an die großen Meister, deren Sprache und Stil er als Literaturhisto-

riker von Grund aus kennt. Der sich bei der Betrachtung der Gesamtschau ungezwungen einstellende und auch vom Dichter gewollte Vergleich von Heute und Gestern zeigt nicht nur eine schon zu Anfang bestehende Meisterschaft des Ausdrucks, sondern verlockt auch dazu, neben dieser formalen Kontinuität dem Gegensätzlichen und Neuen nachzugehen.

Es will uns scheinen, daß Zoppi in den besten Gedichten der letzten Jahre zur Inspiration zurückgekehrt ist, welche die farbkräftige, erdgebundene und doch lyrisch beschwingte Prosa seines «Libro dell'Alpe» erfüllte, und daß die Rückkehr allein schon thematisch immer wieder angetönt ist. Die geheimnisvollen Wechselbeziehungen zwischen Poesie und Prosa lassen sich

¹ Istituto Editoriale Ticinese, Bellinzona 1944

auch bei Zoppi verfolgen; denn als Lyriker hat er erst viel später die Höhe erreicht, die er als Prosaiker schon im genialen Erstling erklimmen hatte. Das Motto, mit dem Zoppi die «Poesie d'oggi e di ieri» einleitet, und wonach nicht die Prosa, sondern allein der Gesang die Regungen der Seele wiedergeben kann, weist daraufhin, daß der Dichter die früher mit anderen Mitteln erstrebte Höhe nunmehr in beschwingtem Fluge überflogen hat, und daß er sich dessen bewußt ist. In der Tat hat Zoppi das Beste, was er in seinem Buch von der Alp geboten, in edelste und durchsichtigste Form gefaßt und seiner bisher zumeist literarisch inspirierten Lyrik neue Erdsäfte zugeführt.

Die besten Stücke der «Poesie d'oggi» zeichnen sich durch die Intensität koloristischer Kontraste und durch die Sicherheit und größte Konzision aus, mit der Strich um Strich, Farbe um Farbe aufgesetzt werden, bis ein wichtiges Bild dasteht. Das Gedicht «Sorbo d'autunno» zeigt nicht nur die virtuose Auswertung der Farbkontraste, sondern auch die von Vers zu Vers mächtig fortgeführte, vom Reim bedeutungsvoll unterstrichene Bewegung an einem Musterbeispiel. Zwischen dem Grün und dem Silberglanz der Blätter schwingen die roten Früchte des Vogelbeerbaums im Winde. Das geschäftige Treiben und das Gekrächze der Elster sind in zwei lautlich wundervollen Versen festgehalten. Dann folgen Schlag auf Schlag die Taten übermütiger Lebensfreude eines aus der Wiese auftauchenden Knaben, der die beerenfressende Elster mit Steinwürfen verjagt, sich von Ast zu Ast bis zum Gipfel des Baumes schwingt, Früchte und Aeste abbricht und zu Boden schmettert und seinen jauchzenden Gesang ertönen läßt. Oft reiht Zoppi, auf jedes Bindemittel verzichtend, die kontrastierenden Bilder und Farben aneinander und erreicht so mit einfachsten Mitteln eine ungeahnte Kraft der Farbwirkung, so daß sich unwillkürlich der Vergleich mit Hodler aufdrängt.

Die Kunst Zoppis erschöpft sich je-

doch nicht nur im Zusammenspiel polychromer Töne und in der Wiedergabe visueller Eindrücke; wie bei jedem echten Dichter, schwingt im Bild eine lyrische Note mit. So umstehen im «Inno ai monti» die in der Sonne wie Birkenrinde weißschimmernden Berge die Wiege des Dichters, ziehen ihn zu sich herauf, geben ihm schöpferische Kraft und das Gefühl des Unendlichen und senken sich als goldener Kranz, von enzianblauer Luft umwoben, auf sein Grab. Der Vogelbeerbaum erscheint als «Sorbo selvatico» wieder in seiner glänzenden Pracht, diesmal als Schicksalsgefährte und Bruder unscheinbarer und bescheidener Pflanzen, die sich seiner Glorie freuen. Das Gedicht, das der Heimat gewidmet ist («Patria»), gibt dem Thema «weißes Kreuz im roten Feld» eine erhabene Deutung: unser wehrhaftes und hilfsbereites Land schart sich um die weißleuchtenden Zinnen der Alpen mitten im blutgetränkten Felde Europas. Zahlreich sind die vollendeten Gedichte, in denen die wohlthuende Geborgenheit im Schoße der Natur besungen wird, und in welchen traute Kindheitserinnerungen auftauchen. Oefters klingt auch als neuer Ton eine leise Todesahnung an. Fast alle Gedichte haben scharf umrissene Gegenstände zum Ausgangspunkt und zeichnen die feinen Gefühle, die durch sie angeregt werden, in all ihren zarten, schmetterlingsgleichen Umrissen nach. Es ist Zoppi auch gelungen, den Drang des Menschen nach dem Ueberirdischen in seiner kosmischen Tiefe auszumessen; denn der Mensch, wenn er auch in der Größe des Alls wie ein Körnchen Staub erscheint, trägt doch ein weltweites Sehnen nach Licht in sich («Ascoltando l'organo»).

Die Leuchtkraft, die uns in den «Poesie d'oggi» so stark in den Bann zieht, glänzt, wenn auch mit schwächerem Schein, in den «Poesie di ieri». Sie lassen den Weg schon ahnen, den der Dichter durch die Rückkehr zur Inspiration des Buches von der Alp gefunden hat, und künden schon das

stolze Bewußtsein des Künstlers an, der dazu erkoren ist, das Gesetz der in allen Erscheinungen waltenden Harmonie im Gesange zu verwirklichen («Altri s'adagi»).

Elena Bonzanigo hat sich schon vor mehr als einem Jahrzehnt als Verfasserin der «Storie primaverili» mit ihrer feinsinnigen Schilderung der Psychologie des Kindes einen Namen gemacht. Die Hauptperson ihres umfangreichen Romans «Serena Serodine² ist wiederum ein Mädchen, um dessen Kindheits- und Jugendgeschichte sich die Schilderungen des Maler- und Emigrantenschicksals ihres Vaters Battista Serodine, der Stadt Rom zu Anfang des 17. Jahrhunderts und der von den eidgenössischen Landvögten regierten Heimat ungezwungen gruppieren. Die sechs Jahre dauernde Arbeit am Roman hat sich vollauf gelohnt; denn es ist der Verfasserin gelungen, die Gefahr künstlerisch zu meistern, die gerade in der gründlichen historischen Kenntnis der zu behandelnden Epoche liegt. Trotz ausgedehnten Studiums des römischen Seicento und besonders der fruchtbaren Tätigkeit der Tessiner Künstler in der Ewigen Stadt hat Elena Bonzanigo den Ausgleich zwischen Geschichte und Erfindung in erstaunenswertem Maße erreicht. Serena, die von der Autorin frei erfundene Hauptperson des Romans, bewegt sich zwanglos im historischen Rahmen und

² Mazzuconi, Lugano 1944.

verknüpft die einzelnen Teile miteinander. Die vom gewaltsamen Tode der Mutter überschattete und auch die väterliche Pflege entbehrende Kindheit des Mädchens, die jedesmal mächtig auf das Kind einwirkende Umgebung, sei es die idyllische Marina di Pisa, das päpstliche Rom mit seinen Kirchen, Klöstern und Tavernen, mit seinen Prälaten und Geistlichen, oder das heimatliche Ascona, wohin Serena, nun schon bald erwachsen, nach einem Zwischenspiel in Bellinzona zurückkehrt, geben der Autorin zu meisterhaften Milieu- und Charakterschilderungen Anlaß. Aber auch die Geschichte der geistigen und seelischen Entwicklung des Mädchens ist mit sicherer und kunstvoller Hand gezeichnet und steht in ihrem Reichtum Chiasas «Tempo di marzo» nicht nach. Leider fällt der Roman gegen den Schluß stark ab, und das äußerst dankbare Thema des Wendepunktes im Leben Serenas: die in ihr aufkeimende, jedoch bekämpfte Liebe und die langersehnte Ausübung der Kunst der Malerei, wird allzu romanhaft behandelt. Dieser unecht wirkende Schluß ist darum so auffällig, weil er gegen das im ganzen Roman so souverän waltende Stilprinzip unverfälschter Natürlichkeit verstößt. Fehler wirken sich störender aus, wenn sie vereinzelt auftreten. «Serena Serodine» wird trotzdem nicht nur für die Autorin, sondern auch für die Literatur des Tessins eine Leistung ersten Ranges bleiben.

W. A. VETTERLI

Berichtigung

Aus einem Versehen ist der Name des Verfassers des Beitrages «Walter Martis Problem Dramen» im letzten Heft, Seite 260, weggefallen. Der Aufsatz stammt von K. Fiedler, Pfarrer von St. Antönien.